

glänzendsten zu machen von allen, die je auf Erden gefeiert worden sind; denn nicht auf Befehl seiner Machthaber, auch nicht aus eitlem Neugier, sondern von reiner Zuneigung und Bewunderung und Ehrfurcht getrieben, strömt das Volk in Scharen von allen Seiten herbei, bricht Zweige von den Palmen und Delbäumen als Zeichen des Sieges und der Herrlichkeit; das Volk breitet sogar die Oberkleider (die damals aus einem einzigen großen Stück Tuch bestanden) zum Zeichen der Huldigung auf den Weg, und Alles ruft und jubelt: Hosanna, Heil und Ruhm dem Sohne Davids! Hochgepriesen sei der König Israels, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe! — Der Herr aber, indem Er das Alles stillschweigend annimmt, bezeugt die Berechtigung und Wahrheit dieser einzig dastehenden Huldigung der Hunderttausend, die wir in unsern Gottesdiensten alljährlich in der Prozession des Palmsonntags nachahmen.

Wir kennen, lieber Leser, die nähere Veranlassung, die jene Volksscharen in Jerusalem zu der öffentlichen Huldigung bewog: es war die Kunde von der Auferweckung des Lazarus, bei der Jesus in Gegenwart hochangesehener Juden eine Macht bewiesen hatte, die weiter reicht als das Erdenleben, die allmächtig selbst in die Regionen des Todes hinübergreift.

Als Jesus — so berichtet der hl. Johannes — zu dem Grabe des Lazarus kam, das durch einen Stein verschlossen war, sprach Er: Hebet den Stein weg! — Da sagte zu ihm Martha, des Verstorbenen Schwester: Herr, er riecht schon, denn er liegt schon vier Tage im Grabe. — Jesus sprach zu ihr: Habe Ich dir nicht gesagt, daß, wenn du glaubest, du die Herrlichkeit Gottes (in einem Wunder) sehen wirst? — Sie hoben also den Stein weg. Jesus aber hob Seine Augen himmelwärts und sprach: Vater, Ich danke Dir, daß Du mich erhört hast. — Als Er dies gesagt hatte, rief Er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! — Und der Verstorbene kam sogleich heraus, gebunden mit Grabtüchern an Händen und Füßen, und sein Angesicht war in ein Schweißtuch gehüllt. Da sprach Jesus zu ihnen: Bindet ihn los und laßt ihn gehen! (Joh. 11.)

Viele Juden — setzt der Evangelist hinzu — die zugegen waren, „und sahen, was Jesus gethan hatte, glaubten an Ihn“ (Joh. 11). Auch wir, lieber Leser, glauben an die göttliche Allmacht dessen, der hier die Pforten des Grabes sprengt und selbst in das Totenreich hinübergreift; auf dessen Befehl die in Trümmer zerfallenen Glieder des Lazarus sich wieder zusammensetzen; auf dessen Wort das geronnene und in Fäulnis geratene Blut seine Reinheit und sein pulsierendes Leben wieder erhält; auf dessen Wort die Muskeln wieder ihre Frische erhalten und alle leiblichen Organe ihre gewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen; kurz, auf dessen Wort die Seele sich belebend wieder mit dem Leibe vereinigt.

Mit Martha, der Schwester des Auferweckten bekennen auch wir: „Ja, Herr, ich glaube, daß Du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, bist“ (Joh. 11).

S.

Das deutsche Reichspostwesen an der Centrale.

Von Kurt von Balfeld.

Auf dem Haupt-Telegraphen-Amt. Das Haupt-Telegraphen-Amt in Berlin ist ein ganz gewaltiger Palast. Man sieht ihm an, daß er mit der Zeit gewachsen ist, denn die Front nach der Französischen Straße ist altmodisch bescheiden, die Front nach der Jägerstraße 42-44 ist modern luxuriös. Aber im alten wie neuen Teil sind alle Arbeitsäle hoch, lustig, geräumig, ja selbst mit modernem Stuck versehen. In diesen Sälen arbeitet ein

Heer von 1500 Beamten, die täglich über 60000 Telegramme besorgen, natürlich in abwechselndem Turnus, dem Haupttelegraphen- und Haupt-Fernsprech-Amt haben nur siebenstündigen Dienst, und in diesem noch eine Aulapause von 20 Minuten. Trotzdem dieses Amt mehr Beamte beschäftigt als die Haupt-Brief- und Haupt-Packetpost, so herrscht hier dennoch eine beinahe feierliche Stille. Da ertönt kein Kommando, kein Ruf, keine Unterhaltung. In dem großen Saal, der für den inländischen Dienst bestimmt ist, sitzen vierhundert Beamte an kleinen Tischen und besorgen stumm ihr Amt. Selbst die Boten, welche die Telegramme sammeln und bringen, reden nichts, denn jedes Telegramm wird mit einem Leitvermerk versehen. In diesem Saale zur ebenen Erde, Hochparterre, befindet sich auch die Hauptammel- und Verteilungsstelle, oder wie der Fachausdruck lautet, die Instradierung. Diese erhält Telegramme von der Annahme und den Postämtern, aber alle durch Rohrpost, denn das geht schneller und billiger. Natürlich sind auch diese Telegramme alle mit einem Leitvermerk versehen. Sie werden teilweise von der Instradierung in andere Säle geschickt, wo der Dienst mit dem Auslande sich befindet, teils werden sie unmittelbar an der Instradierung in besondere Sortirspinde verteilt und von hier durch Boten an die Apparate gebracht. An jedem Apparat steht nämlich auf eisernen Stangen ein Emailschild mit dem Namen der Stadt, die der Apparat bedient. Hamburg hat die meisten Leitungen, neun an der Zahl; dann folgt Köln mit sechs, dann Hannover mit zwei. Alle anderen Städte haben nur eine Leitung, oder mehrere Städte zusammen nur eine.

In dem großen Saal befinden sich augenblicklich 200 Hughes-Apparate, Klopfer- und Morse-Apparate sind je 100 Stück vorhanden. Dazu kommen noch etwa 20 Apparate anderer Systeme, deren Gebrauchsfähigkeit erprobt werden soll.

Im Haupttelegraphen-Amt findet man auch Damen angestellt als Telegraphistinnen; auf dem Brief- und Packetamt fehlen diese vollständig. Dagegen herrschen sie allein auf dem Haupt-Fernsprech-Amt. Merkwürdigerweise ist die Hauptgeschäftszeit für das Haupttelegraphen-Amt nicht der Winter, sondern der Sommer. Das hängt mit der Schiffsahrt zusammen, die in Berlin eine große Rolle spielt. So wie die warme Jahreszeit kommt, nimmt der Dienst einen gewaltigen Aufschwung. Für die Schiffsahrt ist das Telegramm nur ein beschleunigter Brief. In der Hochsaison mieten sogar große Häuser eine Leitung auf Stunden von der Post. Dieses Mieten einer Telegraphenleitung auf eine oder mehrere Stunden wird zu jeder Zeit von großen Zeitungen ausgeübt. Den Preis für solch eine Stunde konnte oder wollte man mir nicht sagen.

Im Ganzen wurden im Jahre 1900 im Deutschen Reich 42 625 841 Telegramme ausgegeben. Die Zahl der direkten Verbindungen mit dem Auslande wächst täglich. Nach Paris und London telegraphiert man schon längst ohne Unterbrechung der Leitung. Ja, man ist schon so weit gekommen, daß eine und dieselbe Leitung eine Depesche auf- und annehmen kann, daß man z. B. zu gleicher Zeit eine Depesche nach Hannover dirigieren und eine von dort empfangen kann. Welch ein Unterschied gegen früher. In Brockhaus Konversations-Lexikon vom Jahre 1820 kann man unter Telegraphie folgendes lesen: „Der Telegraph besteht aus einer Verbindung von Balken, die durch eine gewisse, ihnen zu erteilende Bewegung in mannigfaltige Formen gestellt werden können, und wo jede Stellung ein Wort oder eine Sache ausdrückt.“

Heute schreibt der Hughes-Apparat, der mit seinen weißen und schwarzen Tasten, wie ein kleines Klavier aussieht, direkt in Buchstaben, nicht in Ziffern, die ausgegebene Depesche nieder. Kein System kommt auf, was nicht sofort und ausgiebig auf dem Haupttelegraphen-Amt probiert wird. Wie in so vielen Einrichtungen,

so marschiert Deutschland auch im Postwesen an der Spitze aller Nationen. Das beweisen kurz einige Zahlen. Deutschland hatte im Jahre 1900: 37146 Postanstalten und 19849 Staats-Telegraphen-Anstalten. Frankreich im Jahre 1900: 10715 Postanstalten und 8988 Staats-Telegraphen-Anstalten. Großbritannien und Irland 1900: 21940 Postanstalten und 8851 Telegraphen-Anstalten. Rußland (mit 130 Millionen Einwohner) 1900: 10 668 Postanstalten und nur 2709 Telegraphen-Anstalten. Das Haupttelegraphen-Amt benutzt von seinem Palast die erste Etage, Erdgeschloß und den gewaltigen Keller. Das heißt im Keller stehen nicht etwa Apparate. Da laufen an den gewölbten Decken nur die zahlreichen Drähte zusammen; da befinden sich in zwei mächtig großen Räumen die Maschinen und die Batterien. Dann ist noch ein hübscher Restaurationsraum und eine Badeanstalt vorhanden. Sonst befinden sich in den zahlreichen, sauberen Gängen, in der Mauer eingefügt, die Kleiderschränke für sämtliche Beamten. Jeder Schrank, der nur eine Lattentür besitzt, enthält die Garderobe und ein Handtuch. In der zweiten Etage des Haupt-Telegraphen-Amtes befindet sich auch das Haupt-Fernsprech-Amt. In dem großen Saal, der für den Staatsdienst bestimmt ist, sitzen etwa 200 Damen an einem großen Telephontisch, von dem aus 7-8000 (sieben bis achttausend) Teilnehmer verbunden werden können. Eine Dame kann 50-60 Anschlüsse besorgen. Es ist ein sonderbares Bild, welches sich dem Laien dort darbietet. Alle Damen sind gleichmäßig in dunkel-blauer Kleidung; jede Dame trägt auf der Brust das Mikrophon, ein auf silbernem Brustschild befestigtes Sprachrohr. Während der 7stündigen Dienstzeit muß jede Telegraphistin noch das Kopftelephon oder Hörrohr anhaben. Dieser Hörapparat wird durch eine gepolsterte Feder auf dem Kopfe festgehalten. Das Hörrohr befindet sich stets am linken Ohr. Dieses Rohr ist der Schrecken aller Telegraphistinnen, denn es gehören starke Nerven dazu, dessen ewiges Summen und Surren stundenlang auszuhalten. Der Aufsichtsbeamte achtet aber streng darauf, daß das Kopftelephon nicht einen Augenblick abgelegt wird. Das Brustschild mit dem Sprachrohr dagegen belästigt nicht im Geringsten. Das Haupt-Telegraphen-Amt beschäftigt 500 Damen. Die Tochter-Anstalt auf der Dranienburgerstraße beschäftigt noch weit mehr, denn die Tochter ist der Mutter an Größe schon weit über. Die Mutteranstalt hat nur rund 8000 Leitungen, das Tochter-Amt besitzt deren zwischen 13-14 000.

Die Zahl der Orte im Deutschen Reich, die Fernsprech-Anstalten haben, betrug im Jahre 1900 genau 15 553. Die Zahl der Fernsprech-Anstalten 15 661 und die Zahl der Fernsprechstellen rund 300 000. Im Jahre zuvor waren erst 229 391 vorhanden. Der gewaltige und schnelle Zuwachs ist die Folge der neuen Gebühren-Ordnung, die seit dem 1. April 1900 in Kraft getreten und die kleineren Orte mehr begünstigt hat.

In Anbetracht des riesigen Umsatzes an Telegrammen herrscht auf dem Haupt-Telegraphenamt im Vergleich zu dem weit kleineren Telegraphenamt Börse eine idyllische Ruhe. Das letztere Amt mit seinen nur 200 Beamten bietet zur Börsenzeit ein Bild so großstädtischen Lebens, wie man es so bald nicht wieder in der ganzen Welt findet. Dieses Treiben soll im nächsten Artikel geschildert werden.

Radler's Frühlingserwachen.

Blauderei von Richard Fuchs (Berlin).

Mit einem freudigen Erstaunen über die doch so gar nichts Neues bietende Erscheinung wird jetzt allenthalben die Wahrnehmung gemacht, daß die Tage wieder länger werden, und mit jedem wärmeren Tage prophezeit man dem Winter sein dräuendes Ende. Ganz besonders trifft diese Vorfrühlingsfreude auf die große Gemeinde der Radler und derer, die es werden wollen, zu; erwarten doch die Ra-

del-Madel und Radler-Jünglinge sehnsüchtig das sie zu neuem, dem Laien ungeahntem Genuß herauslockende Frühlingserwachen.

Viel Tinte ist schon in Erörterung der Frage verbraucht worden, ob das Radfahren im Niedergang oder gar im gänzlichen Verschwinden begriffen sei, und noch viel mehr Tinte haben die Zeitungsschlachten für und wider das Fahrrad gefordert, ehe es seinen Siegeszug antreten konnte, auf dem ihm zwar öfters von griesgrämigen Philistern und pedantischen Schreiberseelen ein Bein gestellt wurde; aber, was that's, es war ein Siegeszug. Genug; noch ist das Fahrrad auf dem Plane; und das Lebende, Bestehende hat das Recht. Ein Zweig des durch die launige Frau Mode damals zu so üppiger Blüthe gelangten Radfahrwesens jedoch hat einen sich noch steigenden Niedergang zu verzeichnen; das ist das Radwettfahren oder das sportliche Moment überhaupt; doch das interessiert uns hier nicht.

Wer sich einmal der Braut von Stahl und Gummi mit Leib und Seele verschrieben hat, das ist das Mystische, den läßt sie nicht wieder los; und auch diese Altgetreuen harren des neuen Venzes. Sie, die ihr Noviziat längst hinter sich haben, waren in der stillen Winterzeit nicht unthätig gewesen — wenigstens wenn sie zu den Einrichtigen gehören; — sie haben in dieser radfahrlosen Zeit ihr Stahlrößlein genau auf seine Gesundheit und Tauglichkeit geprüft, und ist die Diagnose nicht günstig ausgefallen, so waren sie auf schnelle Remedur bedacht. Wissen sie doch aus eigener schmerzlich empfundener Erfahrung, daß Reparaturen am schnellsten, sorgfältigsten und last not least am billigsten vor dem Saisonbeginn, vor dem allgemeinen Ansturm auf die Werkstätten, von den Reparateuren ausgeführt werden. Ist auch zur Zeit die Anhäufung von reparaturbedürftigen Rädern zu Frühlingbeginn in den Fahrradkassen bei Weitem nicht mehr so groß wie in den Blütejahren, so wird doch stets eine mehr oder minder lange und nach dem speziellen Temperament mehr oder weniger ungeduldig ertragene Wartezeit nötig werden, besonders wenn der Patient gar zur Ursprungsstätte in die Fabrik zurück muß, um einer ersten Operation unterzogen zu werden. Man beherzigt also die vorstehenden Lehren, wer die Reparatur bisher auf die lange Bank geschoben hat, der eile, das Versäumnis nicht noch ärger werden zu lassen, sonst trifft der erste warme Frühlingstag ihn über die Langsamkeit der Menschen im allgemeinen und seines Reparateurs im besonderen gar grimmig polternd.

Endlich ist der Frühling ins Land gezogen, und das Rad wird seiner beschaulichen Ruhe entrissen. Der Neuling, der seinen Radfahrunterricht auf einer alten Vermmaschine mit geschulten Fahrlehrern auf einer speziellen Bahn genossen hat — wie so anders als vor ca. 10 Jahren, — wird sein Stahlrößlein mit noch ganz unsicherer Hand zum Thore hinaus auf die sich soweit ausdehnende Landstraße lenken, und hoffentlich vergißt er nicht trotz der scheinbaren Leichtigkeit der Fortbewegung, an den Rückweg zu denken, denn schnell tritt die Ermüdung den Radfahrerneuling an! Und bleiern werden dann die Glieder! Wohl jedem Radlermann wird seine erste Ausfahrt, die mit so manchen unerwarteten „Begegnungen“ im wahrsten Sinne dieses Wortes verknüpft war, noch in der Erinnerung sein; doch Übung macht den Meister, und bald üben weder Chausseegräben noch Bäume eine unüberstehliche Anziehungskraft aus, und nach Jahresfrist zieht er kaltlächelnd an dem frischgebackenen unbeholfenen Radler vorüber. Und sie haben das widerpenstige Rößlein alle noch gemeistert!

Sie steigen dann nicht mehr sorglos auf das Rad, sondern überzeugen sich vorher mit Remermiene von seinem tadellosen Zustand, sehen diese und jene Schraube nach, befühlen die Luftreifen, prüfen den leichten Gang der Räder und ob die reibenden Theile mit dem freundlichen Del getränkt sind, denn sie wissen's jetzt

„wer gut schmirt, der gut fährt“; allerdings ist die goldene Mittelstraße auch hier die beste. Führen sie als Anfänger von Haus aus in Fußgängerstempo davon, um sich einen schneidigen Abgang zu sichern, wie sie wenigstens glaubten, so thuen sie jetzt als gewiegte Sportsleute besser: sie legen die ersten Kilometer in ruhiger Fahrweise zurück, bis sich die Atmungsorgane an das schnellere Durchschneiden der Luft bei der anstrengenden Arbeit der Muskeln gewöhnt haben; sie athmen richtigerweise nur durch die Nase und sind auch sonst sehr erfahrene Leute — oder sollten es wenigstens sein.

Nur hüte man sich, die einfachen Gesundheitsregeln besonders an den allerersten Tagen der Fahrzeit achtlos in den Wind zu schlagen. Der Körper ist die Anstrengung nicht mehr gewöhnt; die Ruhezeit des Winters spricht in Gestalt von stärkerer Transpiration, und die Erkältung lauert während des Rastens in der ermüdenden Frühlingluft; man beugt dieser durch Anlegen einer wärmeren, wolleinen Hülle vor, natürlich nur beim Ruhen. Ebenso bekannt und daher überflüssig ist ja auch die Warnung vor zu kalten Getränken. Wir führen sie ja auch nur als Gegenstück zu der ersten an; unsere freundlichen Leser haben sie gewiß noch nie außer acht gelassen. Stimmt's? So, nun mag der Frühling kommen!

Am Stacheldraht-Baum.

Ein heiteres Erlebnis aus dem Burenkriege von
Diedrich Palm.

Vor Kurzem kam von dem südafrikanischen Kriegsschauplatz eine bürenseitlich geschriebene Schilderung des bekannten Weihnachtsangriffes Dewets auf die Kolonne des Obersten Firman bei Groskop, der bekanntlich mit einer gänzlichen Niederlage der Engländer endete. In dieser neuesten Schilderung ist die Zahl der toten Büren auf 14, die der verwundet auf 32 angegeben, also wesentlich kleiner, als die Engländer z. B. zu berichten wußten; auch erfährt man, daß den nur 600 Mann starken Büren unter Maars, Prinsloo und Hermanes Botha ein wesentlich größeres Feindeskontingent gegenüber gestanden hatte, was den Sieg der Büren um ein bedeutendes glorreicher erscheinen läßt, als ihn die Engländer darstellten.

Doch dies nur als Einleitung zu meiner kleinen nachstehenden Erzählung, die ich aus dem Briefe eines Freundes schöpfte, welcher in den Reihen der Büren kämpfte und an jenem denkwürdigen Weihnachtsangriff mit teilgenommen hatte. Ich verlasse somit das Gebiet der hohen Politik und Kriegshistorie und wende mich dem heiteren Erlebnis eines Büren zu, das mir wert dünkte, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der Weihnachtsmorgen war angebrochen. Schöner, denn die letzten Tage zuvor, stieg die Sonne den Himmel herauf und beleuchtete in ihrem ewigen Glanze den Hügel, auf dem das Gefecht stattgefunden hatte.

Dewets erstes am heiligen Weihnachtstage war, für die Bestattung der Toten und Verpflegung der Verwundeten Sorge zu tragen; ob englisch, ob bürenisch war gleich, Gottes Erde nahm beide Nationalitäten gleich barmherzig auf, und unsere „Brüder vom Roten Kreuz“ machten darin auch keine Ausnahme. Die gefangenen Engländer wurden mit einem Burentrupp in eine etwa 3 Meilen entfernte „Sammelstelle“ abgeführt, wo sie schon mehrere ihrer Kameraden aufanden.

Nach gethener Liebesarbeit vereinte ein einfaches Frühstück auf freiem Felde die zurückgebliebenen Kämpfer; Dewet, mitten unter ihnen, schien ganz besonders aufgeräumt und wußte nicht genug davon zu erzählen, wie er im Verein mit Brand einige Büren, welche bei dem energischen Angriff der Engländer auf jenem Hügel bei Groskop zurückweichen wollten, mit einer Peitsche vorwärts trieb.

Da fiel sein Blick von ungefähr auf einen jungen, kaum dem Jünglingsalter entwach-

Gros saß und an einer harten Brotkruste kante.

Bei Dewets Erzählung richtete er verstohlene Blicke auf den tapferen Führer, wobei eine glühende Röthe sein Antlitz färbte.

„Ah“, wandte sich Dewet an diesen, „da bist Du ja; ich hatte schon geglaubt, auch Dir armen Teufel hätte die englische Artillerie den Garau gemacht!“

„Nein, ich lebe“, antwortete der Angesprochene, „und ich schäme mich offen und ehrlich, daß ich mich erst durch einen Peitschenhieb von Dir daran erinnern mußte lassen, daß ein freier Bur im Moment der Not alles vergessen und sein Leben gern und freudig für seine Freiheit in die Schanze schlagen muß!“

Ein brausendes Hurrah der Menge folgte diesen Worten; denn sie waren aus dem tief innersten Herzen gesprochen.

Dewet kniff verschmigt die Augen zusammen und räusperte sich: „Aha, wieder einer, der an etwas mehr gegangen, als an unserer guten Sache. Bist wohl gar verliebt, Kerlchen, hast vielleicht einen Schatz, dem Du dein Leben erhalten wolltest, wie?“

„Jawohl“, kam es bestimmt von des jungen Büren Lippen, und ein unbändiges Gelächter füllte die reine, klare Dezemberluft.

„Erzählen, erzählen!“ rief es im Chorus. „Er wird erzählen“, nickte Dewet, „wenn er nur erst mit seiner Brotkrume fertig sein wird!“

„Die ist besorgt und aufgehoben“, sagte lachend der junge Bur, näherte sich dem Kreise der Aelteren und begann: „Gerne will ich erzählen, nachdem nun Gott alles zum Besten gewandt. Nun hört!“

Bevor er begann, seine Geschichte vorzutragen, reichte ihm ein Kriegskamerad einen Schluck aus einer Flasche, der dem jungen Mann sichtlich wohlthat.

Nun nahm er glühenden Auges den Faden einer Erzählung auf.

„Ich bin 18 Jahre und habe ein Herz im Leibe: Zwei Dinge, die mich ein prächtiges Mädel von unserem Stamm finden und lieben lernen ließen. Sie hat den Vater im Felde verloren, die Mutter und ihre zwei jüngeren Geschwister haben die englischen Bürger mit fortgeführt, auch ihr stand ein gleiches Los bevor, doch sie wußte noch zur rechten Zeit zu entweichen. Wie? wird hier jeder fragen! Nun, sie hatte sich in ihres Vaters dahelie geliebene Kleider gesteckt und war als Mann unbehelligt durch die Reihen der Marodeure entkommen.“

Von Farm zu Farm war sie gepilgert, überall Unglück, Leid und Schmerz, wie in ihrem Elternhause, überall Thränen über erlebtes Ungemach oder über bevorstehenden Kummer.

So schlich sie weiter und immer weiter, denn unter solchen Umständen war nirgends ihres Bleibens länger.

An einem Abende, der tiefdunkel sich über das freie Burenland gienkt, war sie an einer Stelle auf freiem Felde angelangt, wo sie nicht weiter konnte, denn ein fester Stacheldraht-Baum versperrte ihr den Weg.

Sie wußte es, wo sie war: an einer englischen Blockhauslinie!

Da sah sie plötzlich einen Mann vor sich liegen, der anscheinend in tiefen Schlaf gesunken war, sich aber trohdessen unruhig hin und her wälzte und granzende Laute von sich gab.

Es war nicht schwer, einen todt betrunkenen englischen Soldaten zu erkennen.

Kurz entschlossen legte sie ihres Vaters Kleider ab und neben dem Engländer nieder, sich selbst aber zog sie das Exterieur des Soldaten Sr. britischen Majestät an. Zum Ueberflus fand sie auch noch einen scharf geladenen Revolver in dem Waffenschackel.

Auf einmal stand ein englischer Corporal neben ihr, wie aus der Erde gezaubert.

Er stammte offenbar aus einem nahen Blockhause, das sie in der Dunkelheit gar nicht bemerkt hatte, aber trotz der Dunkel-

heit sah sie, daß der Ungersene gleichfalls hin und her pendelte, auch hörte sie es an seinem Fallen, daß er, wie sein Kamerad am Boden, sinnlos berauscht war.

Mit einem Mal bligte ein Licht auf; der Herr Korporal hatte ein Streichholz angezündet und leuchtete auf dem Boden hin und her.

Das Mädchen sah er als seinen Kameraden an, den am Boden liegenden für einen Buren, die daneben liegenden Kleider gaben ihm das Recht dazu.

Nun that er, was Engländer in solchem Falle immer thun, er zog seinen Revolver, drückte ihn auf den armen Sünder auf der Erde ab, der sich nur noch einmal herumwälzte, um dann den ewigen Schlaf weiter zu schlafen.

Dem vermeintlichen Kameraden aber händigte er ein „gewichtiges“ Schriftstück ein mit der Weisung, es ungefäumt dem Korporal in der nächsten Blockhausstation zu übergeben.

Kameraden, das Mädchen entstammte nämlich einem Pfarrhause, war gut erzogen und sprach das Englische geläufig mit tadellosem Accent!

Mit dem Schriftstück nun schlug sie einen diagonalen Weg ein, kam zu einer der ungerigen Kolonnen und überbrachte das Schreiben deren Führer, dem es wesentliche Dienste leistete.

Denn es enthielt faktisch wichtige Nachrichten über den Stand, die Stärke und die Bewegung englischer Truppen, die ausgesandt waren, unseren Dewet zu fangen.

Hier unterbrach ein wahrer Freudenjubel den begehrtesten Sprecher.

„Wo ist Dein lieber Schatz, braver Junge, daß wir ihm danken können!“ fragten und riefen alle Stimmen durcheinander.

„Gern!“ beschwichtigte sie der Sprecher, „ich komme zum Schluß!“

Und sich eine Thräne aus dem Auge wischend, sagte er: „Wenn einer von Euch heute Morgen beim Kampf auf dem Hügel ein solches braves, liebes und tapferes Weib, seinen herzigen Schatz noch unten gewußt hätte, wäre er nicht auch zurückgegangen, ihn zu holen, ihn zu schützen? Ich wollte nur an der Seite meiner Liebe sein und kämpfen, die dort . . . dort als tapferer Kamerad unter uns weilt.“

Alle schauten nach der Stelle, auf die der junge Krieger hindeutete. . . Erröthend stand dort in Männerkleidung die Geliebte des jungen Buren, die freudig mitgekämpft hatte! Man umringte sie, man küßte sie geliebt, vor allem Dewet, dem helle Thränen in den Augen perlten.

Jubelnd rief der junge Bur: „Ich danke Euch, denkt mit mir ewig an meiner Geliebten Erlebnis am Stachelbraut-Jaun!“

Der Verräter.

Fortsetzung von S. 101.

Sie hatten sich schon lange lieb, nun schon an die 3 Jahr, nur hatte Berthold Seger noch immer nicht den Mut gefunden, seiner Angebeteten die Gefühle seines Herzens zu verraten, nämlich in Worten nicht, denn seine feurigen Blicke, seine Seufzer hatten der blonden Katja längst sein Geheimnis verraten; allein auch sie war nur eine schlichter Natur. Wie hätte sie die Keckheit befehlen, seiner Schüchternheit etwas entgegenzukommen, wie ihr Hamml, ihre Freundin, so oft riet. So begnügten sich die beiden Leute damit, ihre Gefühle einander und Fremden, zu deren Ergötzen durch niedergeschlagene Augen, chronisches Erröthen und scheue Blicke zu verstehen zu geben.

Das wäre wohl so bis in ihr Alter hinein geblieben, wenn sich ihrer Liebe nicht zwei, die ihre Vertrauten waren, angenommen hätten. Diese einsichtsvollen Wesen aber waren Schnuffel und Dodo. Nun glaube man aber nicht etwa, daß diese beiden zwei menschlich fühlende Leute waren.

Schnuffel und Dodo waren nämlich gar

keine Menschen. Nun aber erlaube mir der Leser, sie ihm feierlich vorzustellen: Schnuffel, ehr- und tugendjamer Hauskater des Herrn Berthold Philipp Seger.

Dodo, treuester Freund, Stellvertreter eines Kindes, Freundes, Pintschers, Katers bei Fräulein Katja Anna Maria Kottow.

Katja liebte ihren Surinampapagei ebenso sehr, wie Berthold Seger seinen Kater. Dieser Kater hatte ihm einst als Berthold noch hoffnungsvoller Tertianer war, das Leben gerettet, indem er den beim heimlichen Genuß einer Cigarre eingeschlafenen Schlingel, durch energisches Kratzen und Beißen geweckt und ihn und das ganze Haus vor ernstlicher Gefahr gerettet hatte; denn die Cigarre war dem Schläfer entglitten und hatte den Teppich entzündet. Wars also ein Wunder, daß nicht nur Berthold, sondern die ganze Familie, ja selbst die Bekannten den klugen Schnuffel verhätschelten, ihm eine Ausnahmestellung unter Seinesgleichen einräumten? Auch die verwittwete Frau Amstrat Kottow, Katjas Mutter, bewies dem klugen Tier Zuneigung, mündete Katja selbst; denn sie witterte nicht mit Unrecht in dem schwarzen Schnuffel ihres Doto grimmigsten Feind und so sehnsüchtig sie auch den wohlbekannten Schritten des Geliebten lauschte, kam Schnuffel aus Segers Haus, das dem von Frau Kottow eben vis à vis lag, gravitatisch über die Straße, dann verschloß Katja hartnäckig die Thür, auch wenn die Mama sich für Schnuffel verwandte und dieser selbst noch so schmelzend vor dem verschlossenen Paradiese miaute — Dodo verstand seine junge Herrin ganz. Er schlug, während Schnuffel miaute, mit den Klügeln, sperrte den Schwanz, warf das Köpfchen in den Nacken und kreischte in den höchsten Tönen: „Weg du Greuel! Weg du Greuel.“

So standen die Beiden, denen es beizubringen war, ihren Herrn und ihre Herrin fürs Leben zusammenzugeben miteinander. Nun hatte Katja im begreiflichen Mitteilungsbedürfnis ihrer Jahre und ihres übervollen Herzens, Dodo im traulichen Beieinandersein die stille Seligkeit und den Schmerz ihrer Liebe anvertraut.

In stiller Dämmerstunde, wenn die Mama über ihrem Strickzeug nickte, oder auf Visite bei Mama Seger war; dann schüttelte Katja dem geduldig und verständlich zuhörenden Dodo ihr Herz aus. Sie nannte ihm ihren lieben dummen Berthold, gab ihm die süßesten Namen, ja küßte Dodo selbst auf den dicken, runden Kopf. Und Dodo verdrehte die Augen, drehte wichtig den Kopf nach rechts und links und flötete mitleidig, zärtlich in den schmelzendsten Tönen: „Süße Katja, arme Katja!“

Es war ein Sonntag im März. Die ersten Staare lärmten im alten Ballungsbaum hinter dem Hause. Katja befestigte eben die Vorsteckschleife am schwarzen Kleid; da klingelte es. Ihr schlug das Herz bis in den Hals hinauf. Sie hörte Mama Segers Stimme, dazwischen eine tiefere, geliebte. Ob er sich heute wohl endlich erklärte? „Ach nein!“ Sie hatte laut geseufzt. Wie ertappt, sah sie sich schon um, dann noch mal in den Spiegel. Ah, wie rot sie schon wieder war! Das dumme Erröthen! — Högernd ging sie in den Salon hinüber; da sah Mama Seger, stattlich, wohlwollend im prallanliegenden Sonntagsschwarzseidenen neben der kleinen mageren Mätin auf dem Sofa, Berthold aber stand vor Katjas neuester Photographie, die er mit den Blicken verschlang und sagte nichts. —

Nun saßen die Vier um den Tisch bei Kaffee und Sandluchen. Die Alten schwatzten; die Jungen schwiegen, sahen sich an und wieder weg, senkten dielider und wurden rot; das ging nun schon drei Jahre so, Sonntag für Sonntag.

„Rrrr“, machte Dodo nebenan in seinem Bauer. „Weg du Greuel! Weg du Greuel! rrr!“

„Was hat denn der Vogel?“ fragte die Mätin.

Katja lächelte. „Er erzählt sich selbst etwas. Laß ihn nur!“ beschwichtigte sie.

„Rrrr!“ machte Dodo energischer und dann ängstlich: „Weg! Na na, sei gut mein süßes Bertel rrrr . . .“ Blutrot sprang Katja empor, im Nebenzimmer verschwindend, freudig Klang's ihr entgegen: „Süße Katja, nun sei gut, ich hab Dich ja so lieb, Bertel.“

„Ha! da ist ja Schnuffel!“ Klang Katjas Stimme aufgeregt dazwischen.

Herr Seger stürzte ins Nebenzimmer; als er die Thür öffnete, fuhr fauchend ein glänzendes schwarzes Etwas zwischen seinen Beinen durch, mit einem Satz auf den Kaffeetisch und, dort etliche Uberschwemmungen und Scherben zurücklassend, unter dem Gefreische der alten Damen auf den Ofen. Fauchend thronte der satanische Unhold oben über den unschuldsvoll weißen Kacheln und leckte sich den Schwanz, in den Dodo nicht eben jaghaft hineingebissen hatte. — Nebenan aber war es ganz still. Die Amtsrätin gab ihrer alten Freundin einen sanften Rippenstoß, winkte bedeutungsvoll mit den Augen nach der Thür hin und der Freundinnen Hände fanden sich zu verständnisinnigem Druck.

Herr Berthold Seger aber hatte die Geliebte im Arm; er wußte selbst nicht, wie das gekommen, woher er so viel Courage genommen hatte. Dankbar lächelte er Dodo zu. Der aber sträubte eifersüchtig sein leuchtendes Gefieder und schrie wütend: „Ich hab Dich doch lieb. Weg du Greuel! arme Katja!“

„Nein, nicht arm, sehr reich!“ lachte Katja ihren Verlobten umschlingend, „sehr reich und durch dich du böser Verräter. Nicht wahr?“ fuhr sie Seger schalkhaft ansehend fort, „ohne den Klapperschnabel hättest du nie den Mut gehabt, mich zu küssen!“

„Nein“, gestand der Glückliche. „Ich wagte ja garnicht an mein Glück zu glauben, als ich Dodo mit deiner Stimme meinen Namen nennen hörte. Als ich aber dein Erröthen sah . . .“

„Ach, das dumme Rotwerden!“

„Schilt es nicht, Schapel; es hat mir ja erst Mut gemacht!“

„Ach du! Eigentlich ist doch Dodo an allem schuld. Das süße Tier.“

„Und Schnuffel.“

„Pfui, das garstige Scheusal. Er hat sich eingeschlichen.“

„Sei ihm nicht böse, Liebste. Er half ja mit unser Glück vollkommen zu machen.“

Auflösungen aus voriger Nummer:

Magisches Monats-Quadrat: Juni, Ufo, Nana, Jar.
Diamanträtsel: P, Fes, Turan, Persien, Geige, Ren, N.
Geographisches Quadrat: Drau, Ruhr, Anna, Ural.
Rätsel: Harz — Herz.
Pyramidenrätsel: Sentr. Mittelreihe: Tunis.
Wagrechte Reihen: I, Bug, Lange, Kasimir, Kalkstein.
Bijfrage: Wenn sie von Hunden gebissen werden.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 24. März. Gabriel, Erzengel.
Dienstag, 25. März. Maria Verkündigung. Das Jahr wird in diesem Jahre am Montag, 7. April gefeiert.
Mittwoch, 26. März. Ludgerus, Bischof zu Münster. • St. Lambertus: Nachm. 5 Uhr Bestunde der Schulkinder. • Maria Himmel-fahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr achter St. Josephsbandacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephsbandacht mit Predigt. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 4 Uhr Beginn der Tränenmetten.
Donnerstag, 27. März. Gründonnerstag. Ruverus, Bischof.
Freitag, 28. März. Charfreitag. Felix, Bischof.
Samstag, 29. März. Cutharius, Abt. Charfreitag. Die drei letzten Tage der Charwoche sind strenge Fasttagen, Fleisch darf nicht genossen werden.